

Arme Sachen

Mit dem Film »Poor Things« hat der griechische Regisseur Giorgos Lanthimos den Goldenen Löwen des Filmfestivals Venedig gewonnen. Das gab die Jury am Samstagabend bekannt. »Poor Things« ist eine experimentelle Variation der Frankenstein-Geschichte mit der US-Schauspielerinnen Emma Stone in der Hauptrolle. Weitere Rollen sind mit Willem Dafoe und Mark Ruffalo besetzt.

Andere wichtige Preise der Filmfestspiele gingen an die US-Amerikanerin Cailee Spacy für ihre Rolle in »Priscilla« (beste Schauspielerin), den US-Amerikaner Peter Sarsgaard für seinen Part in »Memory« (bester Schauspieler) sowie den japanischen Regisseur Hama-guchi Ryusuke, der für seinen Film »Evil Does Not Exist« (japanisch: »Aku wa sonzai shinai«) den Großen Preis der Jury erhielt.

Das Festival zeichnete auch zwei sehr politische Filme aus: Der italienische Regisseur Matteo Garrone gewann für das Drama »Io capitano« über zwei Migranten aus dem westafrikanischen Senegal den Silbernen Löwen für die beste Regie. Und die polnische Regisseurin Agnieszka Holland erhielt den Spezialpreis der Jury für ihren Film »Zielona Granica«. Das Drama erzählt von Migranten an der polnisch-belarussischen Grenze.

»Ich glaube, wir waren alle beeindruckt von der Bandbreite der Filme, und wir waren auch beeindruckt von der Bandbreite der Reaktionen«, sagte Jurypräsident Damien Chazelle nach der Verleihung. »Was ich wirklich aus dieser Erfahrung mitgenommen habe, abgesehen davon, dass ich das Glück hatte, diese Filme zu sehen (...) war, wie leidenschaftlich, unterschiedlich und manchmal sogar heftig die Diskussionen und Debatten sein konnten, die durch diese Filme angeregt wurden.«

»Poor Things« basiert auf einem Roman von Alasdair Gray. Der Film spielt im viktorianischen Zeitalter, hat aber gleichzeitig surrealistische Elemente. Das zeigt sich in phantasievollen Kostümen ebenso wie in den Kulissen. Teils ist die Optik verzerrt, etwa durch extreme Weitwinkel oder eine Fisheye-Linse.

Stone kam wegen des Streiks der US-amerikanischen Schauspielergewerkschaft nicht zur Feier von »Poor Things« nach Venedig. Auch Sarsgaard sprach in seiner Dankesrede den Streik an. »Ich denke, wir können uns alle darauf einigen, dass ein Schauspieler ein Mensch ist und ein Schriftsteller ein Mensch – oder anscheinend können wir das nicht«, sagte er in Anspielung auf die Gefahren, die Schauspieler und Drehbuchautoren darin sehen, dass »künstliche Intelligenz« immer mehr von ihrer Arbeit übernimmt. (dpa/jw)

Symbolische und falsche Väter

»Gemeinsames Kaffeetrinken in den Besuchsbaracken« – Dorothee Schmitz-Köster legt eine neue Studie über die Naziorganisation Lebensborn e. V. vor. **Von Sabine Lueken**

Lebensborn« – dieser Name weckt bei manchen immer noch Assoziationen an »Kopulationsheime« zur Züchtung der »arischen Rasse«, seinerzeit befördert durch Heinrich Himmler der im Oktober 1939 alle Männer und Frauen »guten deutschen Blutes« aufforderte, auch »über die (...) bürgerlichen Grenzen und Gewohnheiten hinaus (...) außerhalb der Ehe.. das Leben für Deutschland weiterzugeben ...!«.

Tatsächlich war der Lebensborn e. V. weder ein Edelpuff für SS-Männer noch eine Wohlfahrtseinrichtung, wie die Einschätzung der Organisation im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess noch lautete. Er war eine verbrecherische Organisation, die neben der Funktion als Entbindungs- und Kinderheim für »rassisch« erwünschten Nachwuchs für die Auswahl und Vermittlung von geraubten Kindern aus den von den Nazis besetzten Gebieten zuständig war – man geht von mindestens 50.000 aus. Auch von den in den »Lebensborn-Heimen« Geborenen – geschätzt insgesamt 7.000 bis 8.000 – forschen manche immer noch nach ihrer Herkunft.

Dorothee Schmitz-Köster beschäftigt sich seit über 25 Jahren mit dem Thema. 1997 erschien ihr erstes Buch »Deutsche Mutter – bist du bereit« in dem der Alltag im »Lebensborn-Heim« »Haus Friesland«, zuvor die luxuriöse 107-Zimmer-Sommerresidenz des Anfang der 30er Jahre bankrott gegangenen norddeutschen Textilunternehmers Georg Carl Lahusen, im Mittelpunkt stand. Durch die Recherche für ein Radiofeature, »Das Geheimnis von Hohehorst. Ein Lebensborn-Heim vor den Toren von Bremen«, hatte die Autorin, die zu diesem Zeitpunkt in der Nähe lebte, viele ehemalige »Lebensborn«-Kinder kennengelernt, die meisten kannten ihren Vater nicht und fragten: »Können Sie mir helfen, ihn zu finden?«

Das konnte sie nicht, denn die Geheimhaltung der Vaterschaft »funktioniert bis heute ...«. Die Akten der »Lebensborn«-eigenen Standesämter waren bei Kriegsende vernichtet, Interviews nicht mehr möglich, die Männer inzwischen verstorben. In der Forschung zum Lebensborn e. V. sind sie eine »beinahe unbekannte Größe«. Das will die Autorin ändern und entwickelt in ihrer Studie auf der Basis von 79 Fallbeispielen eine Typologie. Am Ende fasst sie zusammen: Die meisten waren als Väter nicht nur aus heutiger, sondern auch aus damaliger Sicht aus vielerlei Gründen »unbrauchbar«.

Wer waren die »Lebensborn«-Väter? Die meisten hatten akademische Berufe,



Inge Viermetz (stehend rechts), Abteilungsleiterin bei Lebensborn e. V., plädiert beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess auf nicht schuldig (10.10.1947)

gefolgt von Selbständigen und (hauptamtlichen) SS-Angehörigen. Arbeiter waren selten. Von 1939 bis 1942 stieg der Anteil der SS-Angehörigen auf 50 Prozent. Während zwei Drittel der werdenden Mütter unverheiratet waren, traf das nur auf ein knappes Drittel der Väter zu. Fast die Hälfte der Paare beantragte Geheimhaltung. In 75 Prozent der überlieferten Akten sind Konflikte wegen des Unterhalts dokumentiert: Vor allem ledige Väter wollten nicht zahlen oder stritten die Vaterschaft ab, was durch die Verpflichtung der SS, für die »in Not und Bedrängnis« geratenen Kinder bis zur Volljährigkeit aufzukommen, erleichtert wurde.

Die Autorin unterscheidet »symbolische« – die Heimleiter oder Himmler selbst – und »reale Väter«. Letztere teilt sie je nach Beziehungskonstellation in verheiratete mit ehelichen oder außerehelichen Kindern, ledige sowie falsche und Ersatzväter. Die meisten suchten für die Frauen einen geschützten Ort – »sicher und bequem – wir sind schließlich die Elite«, einen Ort, an dem die Schwangerschaft, wenn nötig, geheimgehalten werden konnte – »zweigleisig mit der Geliebten« – und sie selbst sich nicht kümmern mussten. Die Heime lagen abgetrennt, waren gut ausgestattet und

hatten einen hohen Personalschlüssel. Auf dem Gebiet des Deutschen Reichs waren es neun, in Österreich und in den annektierten Gebieten kamen weitere Heime hinzu, die meisten davon in Norwegen.

Der anfangs zitierte Himmlersche »Zeugungsbefehl« kam nicht gut an. Die »Volksgemeinschaft« verharrte in christlich-bürgerlichen Konventionen. Nach wie vor wurden außereheliche Mütter und ihre Kinder stigmatisiert, mussten die »Nebenfrauen« verheirateter Männer ihre Beziehung und erst recht daraus hervorgegangene Kinder geheimhalten, wollten die ledigen Männer noch schnell heiraten, wenn sie die Vaterschaft nicht abstritten. Die Geburtenrate der im Reich außerehelich geborenen Kinder blieb von 1935 bis 1942 bei knapp acht Prozent.

Wehrmacht, Kirche und NS-Frauensschaft wiesen die »neue Moral« explizit zurück. Himmler sah sich genötigt, Gerüchten, die damals schon kursierten, entgegenzutreten: »Die Besuche von Männern in den Heimen sind in Zukunft zu verbieten.« Die »Besuchsbaracken« in der Nähe sollten »keine Möglichkeit eines intimen Beisammenseins«, sondern nur »gemeinsames Kaffeetrinken« erlauben. Es gab andere Lösungen: Die

Paare nahmen sich Hotelzimmer oder schlugen sich in die Büsche. »Ich musste den Frauen dann die Zecken ziehen«, erzählte eine Hebamme der Autorin im Interview.

Nach dem Krieg waren die meisten Väter abwesend: »gefallen, gestorben, verschwunden«, viele wegen ihrer Beteiligung an NS-Verbrechen untergetaucht. Erwin Rösener beispielsweise, als SS- und Polizeiführer in Slowenien am Mord von Zivilisten, »Geiseln« und Kriegsgefangenen beteiligt, wurde 1945 in einem Lazarett entdeckt, an Jugoslawien ausgeliefert und zum Tode verurteilt. Insgesamt war da »für Erziehung (...) keine Zeit – zum Glück für das Lebensborn-Kind«, schreibt Schmitz-Köster. Am traurigsten ist das Schicksal der Kinder, die den »rassischen Anforderungen« nicht genügten. Zum Beispiel die kleine Tochter des Arztes Hans Dahlmann. Sie kam mit dem Down-Syndrom zur Welt, musste das Heim verlassen und endete nach mehreren Stationen in der Mordanstalt Groß-Schweidnitz.

■ Dorothee Schmitz-Köster: Unbrauchbare Väter. Über Muster-Männer, Seitenspringer und flüchtende Erzeuger im Lebensborn. Wallstein-Verlag, Göttingen 2022, 160 Seiten, 24 Euro

■ In gegenseitigem Einvernehmen: Das Arbeitszeugnis

Personaler sind verpflichtet, nach Ende des Arbeitsverhältnisses ein wohlwollendes Arbeitszeugnis zu schreiben, auch wenn der Weggang keinen Verlust darstellt oder dem Betroffenen gar gekündigt wurde. Nun könnte der Chef sich sagen, »Hauptsache, die Schlafmütze ist weg« – und ihr ein vorteilhaftes Zeugnis ausstellen, damit sie vielleicht in der nächsten Klischee mehr Erfolg hat. Aber irgendwie will er dem Schluffi eins reinwürgen und auch die Klassengenossen vor ihm warnen.

So hat sich eine durchweg wohlklingende Fachsprache entwickelt, die mit schmeichelnden Worten die schlechtesten Bewertungen verteilt. »Herr H. hat unserem Unternehmen großes Interesse entgegengebracht.« Besser, als wenn mir der Laden am Arsch vorbeigeht, oder? Nein, Note mangelhaft. »Herr H. verlässt uns in gegenseitigem Einvernehmen.« Piep, piep, wir ham uns alle lieb? Von wegen! Wenn er nicht gegangen wäre, hätten wir ihn rausgeworfen, heißt das. »Er zeigte sich den Belastungen gewachsen.« Auch Note Fünf. Ja, soll

man denn dran kaputtgehen? »... war in der Regel erfolgreich«. Und Ausnahmen bestätigen doch eigentlich die Regel? Nein, Mangelhaft. Wenn nicht »in höchstem Maße«, »stets zur vollsten Zufriedenheit« und dergleichen Superlativisches drinsteht, ist es Mittelmaß bis Keller. Bei weitergehenden Informationen wird es rabulistisch, denn alles, was sonst gut ist, kann hier schlecht sein. »Herr H. trat sowohl innerhalb wie außerhalb des Unternehmens engagiert für die Interessen der Kollegen ein.« Vorsicht, Betriebsrat

und Gewerkschafter! »Wir wünschen Herrn H. Gesundheit« – Achtung, der kränkelt. »Er zeigte ein gesundes Selbstvertrauen« – große Klappe. »Außergewöhnliches Einfühlungsvermögen« – geht mit jedem ins Bett. Gesellig? Säuft während der Arbeitszeit. Umgänglich und kontaktfähig? Keiner kann ihn leiden. Immerhin kann es auch Führungspersonal treffen: Verständnisvoller Vorgesetzter? Weichei! Bei Kunden schnell beliebt? Gibt zuviel Rabatt. Das dürfte aber eher selten zu lesen sein. Marc Hieronimus